

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1927**

121 (25.5.1927) Die Mußestunde

# Die Klupbestunde zur Unterhaltung und Belehrung

21. Woche / 47. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 25. Mai 1927

## O gib

O gib mir deine Hände,  
Der Frühling dreht im Saal,  
Berschwende dich, verschwende  
Diesen Tag.

Ich liege dir im Schoße  
Und luge deinen Blick,  
Er wies gedämpft den Himmel,  
Der Himmel dich zurück.

O glänze über Bordens  
Berriet ihr ohne Ruh:  
Du bist Himmel geworden,  
Der Himmel wurde du.

(Mit besonderer Erlaubnis des J. M. Späth-Verlaages Berlin, den „Gedichten“ von Raband entnommen.)

## Der Schuhmann

Von Arkady Awerstichenko.

Der Jaltaker Schuhmann Sapogow wurde vom Polizeidirektor mit einer Ehrennennung, seinem Benehmen und seinem Verstande entsprechenden Mission betraut, nämlich: alle in seinem Raion wohnenden Juden zu beobachten und festzustellen, ob diese tatsächlich dasjenige Handwerk betreiben, das sie anemeldet hatten, da bekanntlich nur das Ausüben eines Handwerks den Juden die Berechtigung gibt, in der herrlichen Jaltaker Natur zu wohnen.

Man erteilte ihm den Auftrag, die schlauen Semiten wie folgt zu kontrollieren: jeder Jude soll an Ort und Stelle — in Sapogows Anwesenheit — einen in sein Handwerk einschlagenden Gegenstand fertigmachen und dadurch beweisen, daß er die überaus wohlhabende Polizei nicht hinteres Licht führt, oder deutlicher gesagt, diese nicht betrügt.

„Du mußt aber sehr aufpassen!“ belehrte der Kaponinspektor den Schuhmann Sapogow, „denn die Juden sind imstande, dich zum besten zu halten! Du wirst sehen!“

„Die Juden mich? Was? Mich? Das werden sie wohl nicht erleben!“

Sapogow entfernte sich. — „Guten Morgen!“ sagte Sapogow, beim jungen Abram Goldin eintretend. „Höre mal, Bruderherz, . . . dein Handwerk . . . hm . . . tußt wohl daselbe wie bisher . . . Sa?“

„Und warum denn nicht?“ verwunderte sich Abram Goldin. „Ich esse Gott sei Dank, Brot mit Butter, das ist so ein Fach, bei dem man, — wenn es richtig betrieben wird — Brot „mit Butter“ essen kann. Cha — ha — ha! Auf Ihr Wohlsein!“

„Sa — a — a . . .“ räusperte sich Sapogow, von einem Absatz auf den andern tretend. „Nun, Bruderherz . . . du sollst es mir beweisen! Die Obrigkeit hat heute eine strenge Kontrolle der Juden angeordnet.“

„Warum denn nicht,“ heulte sich Abram. „Ich werde dem gnädigen Herrn an Ort und Stelle eine Photographie machen, daß sich der Herr in sich selbst verlieben wird . . . Ich möchte den Herrn bitten, Platz zu nehmen. So, bitte. Den Kopf ein wenig zur Seite, die Augen können Sie ein wenig intelligenter machen, . . . den Mund bitte, zumachen! Schließen Sie das den Mund! Machen Sie keine solchen Grimassen, als ob Sie Zahnschmerzen hätten. Was die Nase anbetrifft, bitte ich, — wenn es Ihnen überhaupt — diese vorläufig nicht mit der Hand berühren. Dann, wenn ich fertig sein werde, können Sie meinemogen alle Finger in die Nase stecken, aber vorherhand müssen Sie die Hände an der Brust halten. Bitte bitte ich, sich nicht zu rühren. Nun, nehmen Sie einen erstaunt-kulturellen Gesichtsausdruck an! Ich mache jetzt die Aufnahme! Fertig! Danke! Jetzt können Sie mit Ihrer Nase machen, was Ihnen nur beliebt.“

Sapogow erhob sich, reichte veranlagt seine mächtigen Glieder und näherte sich neuartigen dem Apparat.

„Nun, nehme es mal heraus!“

„Was . . . soll ich herausnehmen?“

„Nun, das was bei dort fertig wurde, zeige mal!“

„Sehen Sie mal, Herr . . . jetzt gebt's noch nicht. Jetzt ist noch nichts da! Ich muß noch in einen dunkeln Raum gehen, das Negativ entwikkeln . . .“



Wo ist unser Fräulein?

## Silberträsel

Die erste braucht man in der Zeit,  
Doch niemals in der Ewigkeit;  
Sein zweites tue jedermann,  
Dann kommt im Leben es voran;  
Wenn's Gansse in der ersten steckt,  
Ist erst erreicht, was sie besweckt.

## Käffel-Auflösungen

Reimeranzwanzersäfel: Fein, brach, ein, daht, lein, nach, uh, zu.

Käffel-Käffel: Viele Käffel verderben den Kei.  
Nichtige Pfannen fanden ein: Wdoff Weiser, Werner, Merkel, Kiffsky, Adele Kecker, Dora Groß, Karlsruhe.

## Eisenbahner-Anekdoten

Ein weiser Schaffner. Zwei Damen sitzen zusammen im Eisenbahnabteil. Die eine öffnet das Fenster, aber die andere erhebt lauten Einspruch und behauptet, daß ihr der Zutritt zum Tod bringen werde. Die erste erklärte dagegen, der Schlag werde sie rühren, wenn das Fenster nicht offen bleibe. Außerdem, als gerade die zweite Dame mit allen Zeichen der Entrüstung das Fenster wieder geschlossen hat, ist der Schaffner des Wagens hinzugekommen. Er hört sich das vorliegende Kammer der beiden erregten Damen eine Weile mit an und entscheidet dann mit salomonischer Weisheit: „Jetzt machen wir erst das Fenster auf, dann sterben Sie, und dann schreien wir es — dann sterben Sie; und dann haben wir endlich Ruhe.“

Noch ein Weiser. Herr Knutschke bestiehl den Zug, legt sich bequemlich in die Fensterbank, stündet sich einen Glühbirnen an und sieht träumerisch in die blauen Ringe. Da sagt das ihm gegenüberstehende ältliche Fräulein plötzlich mit sehr scharfer Stimme: „Hier darf nicht geraucht werden“, und zeigt auf ein Schildchen mit der Aufschrift: Rauchen verboten!

Knutschke betrachtet dieses Schildchen etwas erschrocken, beugt sich dann aus dem Fenster und deutet auf eine Schrift, die draußen unter den Fenstern angebracht ist und in großen Buchstaben das Wort „Raucher“ bildet. Knutschke behauptet mit Bezug auf dieses Wort, daß der ganze Wagen für Raucher sei. Fräulein Petische behauptete das Gegenteil. Man wird erregt und als man heftig wird, beschließt man vernünftiger Weise den Schaffner zu fragen.

Der Schaffner bezieht sich die Inschriften im Abteil, auf die Fräulein Petische ihre Hoffnung setzte. Dann bezieht er ebenso beschuldigend die Inschrift draußen am Wagen, auf der Knutschke seinen Standpunkt gründet.

Dann aber wandte er sich an Herrn Knutschke und sagt: „Also, was ist so: Draußen dürfen Sie rauchen, drinnen nicht!“

Der Lokomotivführer. Auf einer Festlichkeit hatte ein Lokomotivführer den guten Getränken heilig ausgelassen. Belehrt von seinem Weiser, begab er sich auf den Heimweg. Unterwegs stießen sie auf ein Haus, vor dem eine rote Laterne brannte.

„Oba,“ sagte der Lokomotivführer verächtlich, „das ist dumme. Hier werden wir halten müssen, bis man das grüne Signal hochhebt.“

Der schwäbische Schaffner. Riederlen-Wächter erzählt in seinen Lebenserinnerungen: Ein Bauer hatte die Finger in die Rupeckir eingeklemmt und sagte als ihn der Schaffner befreite: „Au, das tut aber weh!“

Darauf erwiderte der Schaffner: „Sa, wenn's Euch Saubauern auch noch weh tut, hättet Ihr de ganze Tag d'Frätsche drin.“

Als einstmals auch ein Pfarrer sich die Finger eingeklemmt hatte, sagte dieser Schaffner zu ihm: „Welt, jetzt möcht' auch was anders sein als ein Pfarrer, damit jaen könnt: Himmelbergotzraffament!“

... die Bogen mit ...  
... die Bogen mit ...  
... die Bogen mit ...

Ich machte eine regelrechte Sauto-mortale, die Bogen schlugen über meinem Kopfe zusammen. Ich arbeitete mich schnell wieder an die Oberfläche. Viel Kleidung hatte ich in der warmen Tropennacht nicht an, was mir das Schwimmen sehr erleichterte. Da wurde mir das Entsetzliche meiner Lage sofort bewußt. Mein Schiff, das noch unter der schweren Böe zu kämpfen hatte, sah ich unheimlich schnell dahinschießen. Durch schwarze Kollenflecken warf der Mond sein Licht auf die Bogen, deren Rauschen mein Geschrei überlante. Die Böe legte heulend über mich hinweg, Hagelkörner saukten mir ins Gesicht und aufs Wasser und raubten mir für Augenblicke jede Aussicht. Endlich sah ich das Schiff als Schatten in der Ferne. Tausend Gedanken durchnagten mein Hirn. Mit Bestimmtheit wußte ich, daß meine Kameraden alles aufbieten würden, um mich zu retten. Ich raffte mich aber aus meiner dumpfen Verzweiflung empor und schwamm mit Leibeshäften der Richtung zu, in welcher ich die „Antia“ vermutete.

Da! was war das? — Entsetzen lärmte mir fast die Glieder. Allmächtiger Gott ein Ha! — Mir erstarrte fast das Blut in den Adern. Sofort warf ich mich auf den Rücken und trampelte mit Armen und Beinen und schrie so laut ich konnte. Ich dachte hierdurch den Hai einzuschüchtern und zu verjagen. Das Raubtier schwamm beständig in kurzer Entfernung um mich herum, ich sah fortwährend seine Rückenfinne. Ich bemerkte, wie das Tier immer größere Kreise um mich zog und dachte, er würde nun in die Tiefe gehen und von unten auf mich losstürzen.

Durch mein wildes Geschrei und Arbeiten im Wasser waren meine Kräfte schon bis auf das äußerste erschöpft. Ich war nahe daran, mich hoffnungslos aufzugeben. In dem Augenblick der höchsten Not drang Niemanns Schlag und lautes Rufen an mein Ohr. Es war keine Täuschung. — „Mac (Mac), wo bist du? Mac, Mac!“ so scholl es über die Wellen. „Hier Boos! Ich riech ich mit Aufbietung meiner letzten Kraft. Jetzt erblicke ich auch schon den Rostreifen des Rettungsbootes durchs Wasser schäumen, die Mastrosen rissen an den Bootsriemen (Ruder), daß das Wasser hoch aufspritzte. Der Hai war wieder dreister geworden und umkreiste mich ganz dicht. — Eine Minute später lag ich abgezogen im Boot.

Eine halbe Stunde hatten meine Kameraden nach mir gesucht, bis sie mich fanden und an Bord brachten.

Dieses Erlebnis hat mir für das ganze Leben einen tiefen Eindruck aufgetragen. —

## Literatur

Die „J. Z.“ beginnt in ihrer neuesten Nummer mit der Veröffentlichung einer interessanten Aufsätze über die Wertbündelstellung „Die Wohnung“, Stuttgart 1927, durch Professor Dr. Hans Siedebraut, die welches Interesse beanspruchen darf. — Der Beitrag „Freudliche Gassen in Venedig“ von Dr. Rob. Baurer schildert sehr anschaulich, daß auch in reichen Volksländern nicht alles „Gold ist, was glänzt“. — Und dem vielseitigen und reichen Inhalt der Nummer sollen noch besonders die Artikel auf: „Die Büchereistellung in Basel“, „Die Musikant“, „Erfinder-Schicksale“, „Interessante Frauen“ u. a. Die mit Geschmack und Sachkenntnis ausgearbeiteten Bilder aus den Tagesereignissen der Politik, des Sports und aus aller Welt tragen ein lebhaftes dazu bei, das Studium der „J. Z.“ zu einer angenehmen Unterhaltung zu gestalten. Preis 20 Pf. Verlag Singer und Co., G. m. b. H., Stuttgart.

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von G. E. Meier, Ad. Weber und Fr. Welter. 4. Auflage. Berlin G. Fischer, Jena. — Die vierte Auflage dieses umfassenden achtbändigen Handbuchs, das im Laufe der letzten Jahre in über hundert Auflagen erschienen, steht nun vollständig vor. Damit ist ein Werk abgeschlossen, das nach Form und Inhalt hervorragend ist und für Nachschlage- und Orientierungszwecke dem sozialwissenschaftlichen Praktiker vollkommenste Dienste tun kann. Fachkundige Gelehrte haben in Einzelbänden ein ungeheures umfangreiches Material mit dem Willen zu objektiver Sachlichkeit verarbeitet, so verarbeitet, daß der Lesende sowohl an faktischen Aufstellungen als an überaus scharfen, auch fremde Länder berücksichtigenden Zusammenfassungen schnell sich ein zuverlässiges und auswertbares Bild von den in Frage kommenden Sachverhältnissen machen kann. Obwohl form und Inhalt in Einzelbänden der kritischen Ausführungen anderer Meinung sein als die Verfasser, wird aber rein sachlich immer zu einer schnellen Orientierung kommen. Und darin liegt vor allem der Zweck des imponenten Wertes.

Zeitsche Einheitsstaat oder Föderalismus? Der berühmte Mitarbeiterpräsident Braun hat jetzt den Vortrag, den er vor kurzer Zeit vor einer von der Sozialdemokratischen Studentenvereinsung einberufenen Versammlung in der Berliner Universität gehalten hat, in etwas erweiterten Form als Broschüre erscheinen lassen. Deme gewohnt der Vortrag anlässlich des Konstituts, den der vorläufige Finanzminister auslösen dem Reich und mehreren Ländern hervorgehoben hat, ein besonders aktuelles Interesse. Über auch darüber hinaus sind hier Probleme aufgeworfen und behandelt, die in der Geschichte der jungen deutschen Republik schon manchmal eine bedeutsame Rolle gespielt haben. Daß der Verfasser zu einer unbedingten Befolgung des Einheitsstaates kommt, ist bei seiner ganzen Einstellung selbstverständlich. Seine Überlegungen aber werden auch andere überzeugen, die diesem Problem bisher unentschieden, wenn nicht gar generell gegenüberstanden. Die Broschüre ist erschienen in Carl Heymanns Verlag, Berlin W. 8, Rauerstraße 44, und kostet 1,50 RM.

„Was das soll ich sein?“, dachte er, „denn verlobt wie?“, „Sowohl, denn ich bin immer dabei.“ Ein schöner Bombenwerfer bist du! Ich werde dich aufschreiben! Morgen früh wirst du ausgewiesen. In vierundzwanzig Stunden...“

Als Sapogow sich entfernte, verfinsterte sich sein treuer Gesicht. Ein Schmerz unerbittlicher Beleidigung war auf seinem Gesicht zu lesen. „Wogowas“, dachte schwer atmend der Schutzmantel, „Wogowas, Tschiwomistam Lewan!“

Der alte Leiba Budus, sah in einer Gartenlaube und verdiente sein Auskommen in der Weise, indem er eine sonderbare Erfindung ausbeutete, die bei allen Straßenpassanten Verwunderung hervorrief... Es war dies ein wunderlicher Apparat mit zwei Öffnungen; in eine warf man ein Fünftopfenstück hinein und von der anderen fiel ein Stückchen Schokolade in farbiges Papier gewickelt heraus. Viele haben wußten ganz genau, daß man so eine Schokolade im ersten Laden, ohne irgendwelchen Apparat kaufen kann, aber dieser Apparat lockte ihre forschenden Gemüter...

Sapogow näherte sich dem alten Leiba und fragte lakonisch: „Söre mat, du! Du bist Bombenwerfer, was machst du eigentlich?“ Der Alte hob seine geröteten Augen zum Schutzmantel und erwiderte gleichgültig: „Ich mache Schokolade.“

„Wie machst du denn diese?“ fragte Sapogow, mißtrauisch den wunderlichen Apparat mustern. „Was heißt wie? So!... Hier wirft man fünf Kopeken hinein und dort fliegt die Schokolade heraus.“ „Aber wie ist es denn möglich? Ach, du lieber Gott! Wie geht es denn, Alter?“

„Sein wunderlicher Blick haßte am Apparat wie festgebunden. „Das ist so eine Maschine“, sagte der Alte achtselnd, „leben Sie es denn nicht?“

„Eine Maschine, das stimmt wohl, hm... eine Maschine“, erwiderte Sapogow. „Aber wie entsteht die Schokolade? Das Gedicht ist doch aus Kupfer, hart, während die Schokolade weich ist! Wie kann aus dem harten Gedicht ein so schmackhafter Gegenstand durch diese Öffnung herauskommen?“

Der Jude betrachtete mit seinen geröteten Augen den Schutzmantel und senkte langsam die Augenbrauen. „Elektrizität und Säure. Die Säure verbrennen, die Elektrizität verwandelt es, dann befördert es die Spiralfeder nach Außen.“ „Na, na, na“, nickte Sapogow mit dem Kopfe. „Was die Leute alles ausdenken! Du sollst nur weitermachen, Alter. Das ist ein gutes Handwerk. Arbeite für deine Gesundheit!“

„Das tue ich auch!“ sagte der Alte gleichgültig. „Arbeite, Alter. Dies da, Bruderherz ist eine Kunst. Nicht einem jeden ist es gegeben! Lebe wohl, Alter. Cha-cha-cha!“

Was aber der Schutzmantel nach diesen Worten tat, kann man sich nur durch seine Verwunderung und durch seine Ehrfurcht vor den Naturgeheimnissen und der Tiefe der menschlichen Wissenschaft erklären: er setzte dem Alten mit einer freundlichen Beweunung... die Hand.

Nächster Tages verließen Sewerlewitsch und Goldin mit dem ersten abgehenden Dampfer die Stadt. In Erfüllung seiner Dienstpflicht kam Sapogow hin, um sie zu begleiten.

„Für Euch, niedrige Menschen, habe ich kein Sera“, sagte er, treuerhaft der Kopf schüttelnd. „Es gibt nur einen anständigen Juden, der ohne Betrug lebt, und es gibt eine andre Sorte Juden, und zwar eine betrügerische. Wenn du, Bruderherz, ehrlich arbeitest, mit Schokolade oder was andern, werde ich dich in Ruhe lassen! Jawohl! Aber wenn — Wogowas Tschiwomistam Lewan... nun, was sollte ich denn machen?“

Uebersetzt von Silbermann.

### Moskauer Nachtasyle

Im Moskauer „Trud“ gibt Sofia Winogradskaja ihre Eindrücke wieder, die sie in den Nachtasylen gesammelt hat. Die Beschreibung der Sittenverderbnis, von Dieben, Mördern, Dirnen. Das Nachtasyl war ebendam die letzte Stufe. Tiefer konnte man nicht sinken. Wer darin verlor, fand keinen Ausgang mehr. Wie ein Schwamm lag es allen Abschaum des Lebens ein. Es verschlang alle, die das Kapital von Haus und Scholle verlor, aller Mittel entböhrt, in ferne Gegenden nach Lohn und Arbeit trieb und schließlich, ausgebeutet und ausgepreßt, auf die Straße warf. Neben dem die Arbeiter ruinieren Bauern und dem hinausgeworfenen Fabrikarbeiter ging dorthin der hungernde Student, der bankrotte Kaufmann, der oft hochadlige Höfling.

Die Obdachlosen sind auf verschiedene Räume verteilt. Oben bauen die noch „Arbeitenden“, das sind solche, die mehr oder weniger schaffen und sich ihr Brot verdienen. Unten kampieren die bettelarmen Gelegenlichen Zuwanderer, die „Unbekannteren“ und Arbeitslosen. Der äußerste Saal beherbergt die „Abteilungen“: Diebe, Taugenichtse, gewesene Menschen. Es gibt noch „Zimmer“, in denen drei bis vier Meter wohnen. Sie schlafen getrennt, bauen dort auch am Tage und abends drei Kopeken. Das sind die „Arbeitslosen“ oder „Straßen“, wie sie von den Insassen genannt werden.

Die meisten Obdachlosen stammen aus Zentralrussland. Zum großen Teil ehemalige Bauern. Greise, von Almosen lebend. Viele Trödler und Abfallhändler.

„Ich, meine Liebe, sammle Knochen, luche Lumpen und Fleischerflatschen — gutes Geschäft: vier Kopeken pro Stück. Verkaufe sie an die Fabrik.“

Langanhaltender Husten reißt an der Lunge. Auf der Bank sitzt ein Kabikow mit hochrotem Bart, 57 Jahre. Aus Wolhynien. „Ich kenne den Namen meines Vaters nicht“, warf er abgerissen dazwischen. „Bin ein Mensch ohne Vater. Händler, sammle Abfall und Schrott.“

„Goldschmied, Meister“, rief der Nachbar mit lautem Geräusch. „Aus einem Mantel lugt ein schwarzer Kopf. Schmelze Almosen, Knopfnase — ein Tatar aus Kalan, 19 Jahre. Zwei Monate ohne Arbeit, kam aus Moskau, um etwas zu verdienen.“

„Arbeiter: Lastfuhrer, Dielenbohrer mit achtfarbigem Fuß, Arbeiter von Preussener Bahnhof. Der Bahnhof ist die Datschensquelle für viele.“

„Ich lebe von — ja, wovon? Arbeite manchmal am Bahnhof, trage irgendwas — na, und es geht“, bemerkt ein Arbeiter a. D. Ein Mann von mittleren Jahren, nicht schlecht gekleidet, mit zerhackter Nase, antwortete: „Ich war im Gummihaf, vor einer Woche entlassen.“

An die Reihe kommen die Buchhändler vom Kubjanskplatz. „Wir handeln mit Büchern — auf der Kubjanska. Sicherlich. Das werdet ihr schon wissen. Kommt und kauft! Billige Bücher!“

Mit schwerem Schritt kommt ein betleibter, verklärter Mensch heran. Er schlenkelt mit seinen großen Händen. Bei jedem Wort schnappt er nach Luft. „Ich kann alles. Gebt mir Kinder — ich bringe ihnen was bei. Warum? Karionnagieren kann ich auch. Bin ein alter Meister. Eigentlich müßte ich Kinder unterrichten. Gebt mir Kinder — ja!“ Er schreit und wehelt. Sein Kopf stinkt. Endlich beruhigt er sich, legt sich, spricht auf seine Nachbarn ein. Die großen, schweren Hände gestikulieren.

Ein junger Bursche will nicht antworten. Seufzt Trunkenheit. „Ich bin Pole, aus Kowno. Nein, nicht aus Polen! Weiblicher nicht, woher ich bin. Arbeite in einer Werkstatt.“ Dann jankt er einen aus. Dieser schweigt. „Warum beschimpfen Sie den?“ „Warum? Weil er Jude ist.“ „Ja, ist das ein Grund?“ „Oh, Bürgerin, ich kann in Ihrer Anwesenheit nicht lesen!“

Der Jude schweigt noch immer. Mittellose Bildung. Provisor. Kam aus Leningrad, Arbeit suchend. Keine zu haben. Der jüngste Punkt ist: kein Obdach, keine Geldern. Das Nachtasyl ist die einzige Rettung, der letzte Strohhalm. Lehrer, Studenten, Buchhalter leben hier. Am Tage schaffen, studieren sie, wissen jedoch nicht, wo sie die Nacht verbringen sollen. Im Sommer ist das Nachtasyl mit Saisonarbeitern überfüllt. Eine Wohnung ist nirgends aufzutreiben, die Baracken sind auch unzureichend. Jede Nacht hat Moskau 10 bis 20 000 Wohnungslose, die das Nachtasyl verschluckt.

Trotzdem ist das Nachtasyl nicht mehr wie früher ein Schlafwinkel für Diebe und Prostituierte. Die Diebe selbst verkaufen sich rubia. Die Frage nach dem Beruf beantworten sie mit arbeitslos. Selten geben Sie das Stehlen als ihr Handwerk an. Sie bezeichnen sich als gehend, obwohl bei manchen die Kennzeichen einer Krankheit sichtbar sind. Alle geben an, sie seien ledig, sofern sie älter sind — vermitwet.

Die Älteste sind gegen früher verhältnismäßig reinlich. Die Räume sind buchstäblich geküchelt, mit Wertworten oder Parolen versehen. Im Saal für Diebe ist das Wort „Fremdenheit“ über dem Eingang, „Fremdheit“ über dem Ausgang. Über die Laus ist, ist auch der „Ephus“. Hier hat jemand mit dem Binnennagel die „Laus“ ausgekratzt. Die Inschrift: „Vor Taschendieben wird gewarnt“ wurde durch das Wortspiel ersetzt: „Vor Mätern wird gewarnt!“

Zum Abschied rief uns ein fröhlicher Schrotthändler nach: „Bleibt hier! Bei uns ist es nicht schlecht — warm und mollig!“ Durch die Schlafräume für Männer gelangt man in die Abteilung für Frauen. Vor der Tür hängt ein Schloß. Für die Nacht werden die Frauen eingeschlossen. Die Aufseherin überzeugt sich von Zeit zu Zeit, ob auch die Tür verschlossen ist oder ob... Wer verbringt die Nacht hinter diesem Schloß? Die Verstorbenen — das sind die Bewohnerinnen des Nachtasyls für Frauen. Jede hat ihr Drama, ihre Tragödie. Weist sind es junge, während der Schwangerschaft von Männern verlassene Frauen. Im April etc

„Zum Beispiel: ausleihen“, bemerkt sie. Viele Frauen leben hier mit ihren Kindern, mit ihren Säuglingen. Schwannere und bereits mit Kindern begabene. Die Mutter nährt ihr Kleines und plaudert gelassen. Lebte in der Provinz. Der Mann ging nach Moskau. Schrieb nicht mehr. Sie fuhr ihm nach, ihn zu suchen, denn die schwere Stunde nabte. Wo mag er nur sein? Sie weiß es nicht. Und so gearb sie im Nachtasyl.

Ihre Nachbarin hat es besser, deren Kind ist im Kinderdorf. Beide sind Bewäftigungs, helfen einander. Sie fanden sich im gemeinamen Leid. Gegenüber hat ein blendend schönes Mädchen, siebzehnjährig. Schwarze, lange Zöpfe ringeln sich auf ihrem Kopfe. Ein weißes, ein schönes Kleid hängt in Fetten herunter. Die ebend dem schmutzigen Pantoffeln sind längst abgetreten, zerissen, mit Bindfäden gebunden. Sie liest ein Buch. Bereitwillig gibt sie Auskunft. Tochter eines sibirischen Großindustriellen. Lebte lebte von Schokoladenbandel. Seit August handelt sie nicht mehr. „Warum?“ „Geben Sie das nicht?“ Schwanger im neunten Monat. Mein Mann verließ mich.“ Sie lebt jetzt da, was ihr die Bekannten ihres Vaters geben. Ihre Mutter wohnt in Moskau. „Warum sind Sie nicht bei ihrer Mutter?“ Sie schweigt.

„Na, was machst!“ tröstet sie die Nachbarin, eine alte, auf der Reife nach Palästina fahrende Witwe. „Was machst, wenn auch dein Vater reich war! Auch ich war nicht arm. Alles hatte ich. Gott sei Dank! Man bestahl mich — Gott wollte es. Man bestahl mich lust auf der Reise nach Palästina. Gott — Gott wird mir schon helfen.“

Dem Gespräch hörte eine dritte zu. Die Haare nach hinten gekämmt. Blaues Kleid. Offenes Gesicht. „Und wer sind Sie?“ „Arbeitslos, handle mit Büchern. Neunzehn Jahre.“ Ihre „Ware“ liegt unterm Kissen.

Eine andere: Kubjansk. Tiefgelegene, mit erstarremt Stoff bedeckte Augen. „Warum sind Sie hier?“ „Dahin, weil ich keine Arbeit habe, weil zu Hause kein Platz für mich ist.“ „Beratet?“ „Lebia. Ist das nicht gleich?“

An die Reihe kommt ein Badisch, mit Lumpen bedeckt, mit schweißendem Blick und wirrem Haar. Bei unterm Erbschneien flüchtet die Reine mit wildem Getöse. Die Freundin brinzt sie zurück, nötigt sie ins Bett, deckt sie zu, beruhigt sie und plaudert mit ihr. „Woher kommen die beiden? Wer sind sie? Welchen Weg wandeln diese zwei Weiber?“

Im gegenüberliegenden Winkel haufen zwei andere. Der Weg ihres Lebens ist gleich erkennbar. Sie haben sich verabredet. Kennen ihr Alter nicht. „Meinen Geburtstag habe ich längst verloren“, schreit die eine, „was mich auch gar nicht zut.“ „Wie alt sind Sie unsehr — 15, 40 Jahre?“ „Oh 15 oder 20 — wie egal. Meine Jahre interessieren mich nicht. Woher ich gebirtig bin, ist auch nicht wichtig. Meine Mutter lagte es nicht bei meiner Geburt, na, und ich habe sie auch nicht gekannt, wo sie mich zur Welt brachte.“

Die Freundin interessiert sich auch nicht für ihre Jahre. Sie lacht häßlich, wobei die offenen Lippen flammende Zähnefäden sehen lassen. „Womit ist dich beschäftigt?“ Mit nichts. „Am Tage bin ich meiner Mutter Gast, nachts bin ich hier.“ „Schwänze nicht“, sagt die Aufseherin, „betenne, daß du stiehlst. Alle wissen das.“ „Wie sollte ich! Hier ist doch nichts abhandeln gekommen. Vor Gericht war ich noch nicht. Und wenn ich im Gefängnis war, dann nur infolge eines Irrtums. Ich gehe zur Mutter nur zu Besuch.“

Weiter hinten liegen verächtliche, zornige, alle Weiber, mit verlogenen, unheimlichen Blick. Wie lange sie hier sind, woher sie kommen, was sie freiben, ist nicht zu erfahren. Ihre verkrüppelten Gehalten erinnern an Wablagenerinnen, weiße Frauen, Herzen, Fallstühle. Sie murmeln und jammern. Ihre Handbecken sind verkrüppelt. Man merkt, stumpfe, verblödete Dorftrinen vor sich zu haben. Gelächel. Nieben möchte man vor ihnen.

Die weiteren Reihen rekrutieren sich aus Zuwanderern, alle vom Dorf. Eine Bäuerin, dreißigjährig. Der Mann erschlagen. Sucht Arbeit. Eine andere, jung, hübsch, weiße, kräftige Zähne — bettelt. Eine Frau von 50 Jahren, mit zwei Töchtern, schnorrt Reizegeld zusammen, um ins Dorf zurückkehren zu können. Kam, um ihren Mann zu suchen, fand ihn aber nicht. „Wird schon eine andere genommen haben“, bemerkt sie demütig.

Nebenan schlafen Kinder — ein dreizehnjähriges Mädchen und ein winsiges, atelienhaftes Weib von fünf Wochen. Ich frage nach der Mutter dieser Kinder. Das Mädchen richtet sich auf: „Die Mutter bin ich.“ „Du? Wie alt bist du?“ „Zwanzig.“ „Sie trägt noch keine Hübschen“, werden die Nachbarinnen dazwischen. Die kindliche Mutter erhebt sich und betreut ihr Kleines. Sie ist klein von Gestalt. Kindliche Manieren, kindliche Figur, kindliches Gesicht. „Ist dein Mann bei dir?“ „Ja, ist ein Schlosser, schläft auch im Asyl.“ „Wovon lebt du?“ „Von dem, was er verdient.“ „Wom wiehst du?“ „Von dem, was er verdient.“

Von Almosen leben die meisten Bewohnerinnen des Nachtasyls. Kleine, blasse, abmagerte Kinder, oft mit ekstremeren Füßen, sind den bettelnden Frauen eine Quelle des Ermerbs. Kindern wird ja aber was geschenkt. Die Frauen ohne Kinder leben von Gelegenheiten oder von „weiblicher“ Arbeit. Letztere sind hier ziemlich vertreten.

Solche Verhältnisse herrschen im Asyl für Frauen. Da begreifen sie zwischen Lumpen, Windeln und Decken, zwischen zappelnden, weinenden, winzigen Wesen. Still leuchten die Mütter. In

man an den Schlafstätten vorüber, bemerkt man noch, wenn man sich bewegt, einen armen Menschen, eines kleinen weichen Leibes zu schreien. In vielen Stunden, hater Schlaf und Angst, wenn die einsamen, verlassen Frauen, die das Leben als Käfig, überflüssige Geschöpfe in den Abgrund stieß.

### Abenteurer mit Haihäuten

Aus dem Tagebuch eines Seemanns. Von Kapitän a. D. Dittmar-Pittmann. Die amerikanische Barquentin „Anita“ verließ im September 1884 den Hafen von Nework mit einer Ladung Südgüter für Port-Antonio auf Jamaika. Ich war damals 21 Jahre alt und hatte als Vollmatrose angemustert für eine Monatsbeute von 30 Dollar. Die „Anita“ war aus Holz gebaut, war nicht mehr ganz neu, aber doch noch in gutem Zustande. Die Hauptfrage für mich war, daß der Kapitän und der Steuermann einlässige Männer waren, und daß es an Bord prima Essen gab. Damals war es in diesem Punkte noch anders bestellt als heutzutage. War ein Schiff drei bis vier Tage in See, so gab es gewöhnlich Salzfleisch, Erbsen oder Bohnen, die schon ein paar Reisen um die Welt mitgemacht hatten, oder sogenannten lebendigen Reis, Graupen oder Linsen, die auf früheren Reisen bald naß, bald trocken geworden waren, und stödiges Mehl. Die schlechte Kost an Bord der meisten Segelschiffe auf langen Fahrten, wozu auch meist Schuld daran, daß sich die Hingerey Seeleute nach der Abmusterung ein paar Wochen an Land schadlos für die überstandene schwere Zeit halten wollten. Das so sehr sauer verdiente Geld flog nur so aus der Tasche hinaus teils für den Schlafbaas, der zuletzt für Kost und Logistik kost, teils für die kleinen Kellnerinnen und Mädchen in den Wirtschaften und Tinseltangis. Heutzutage ist es besser mit der Beköstigung; vor jeder Abreise wird der Proviant durch eine Kommission erst geprüft.

Auch damals ging ich mit leeren Taschen und leichtem Gemüt, los und lebte an Bord der „Anita“ und steuerte mit ihr vernünftig dem Süden zu. Untere Beköstigung bestand aus dem Kapitän, dem ersten und zweiten Steuermann, Zimmermann, Koch und sechs Matrosen. Nach beendeter Arbeit, haben wir auf dem Borke zusammen und hörten den Erzählungen des Zimmermanns zu. Er war ein älterer und behäbiger Seemann, wir beachteten ihn deshalb auch als eine Persönlichkeit.

So kam an einem Abend auch das Gespräch auf Meeresungeheuer, unter denen der Hai natürlich die Hauptrolle spielte. Er erzählte, daß ein Hai niemals einen lebendigen Menschen im Wasser anfaßt, er würde unter Umständen zu Wasser haben und ohne Furcht vor diesem Raubtier ins Wasser gehen. Bald jedoch sollte der Zimmermann am eigenen Leibe erfahren, daß er mit seiner Ansicht im Unrecht war.

Wir lagen auf der Reede von Port-Antonio zu Anker. Die Ladung war auf dem Schiffsraum, so daß unser Schiff doch aus dem Wasser ragte. Der Zimmermann wollte diese Gelegenheit benutzen, um einige losgelegene Kupferplatten wieder anzunageln. Die alten hölzernen Segelschiffe waren unter Wasser mit Kupferplatten versehen, da dieses Grünspan ansehende Metall das Anwachsen von Leimballen (sängliche steinharte Muscheln) und sonstigen Wasserleuten und Pflanzen verhindern würden. Wenn ein Schiff längere Zeit in den Tropengewässern bill vor Anker liegt, so bewächst der unter Wasser befindliche Schiffsboden bald so stark, daß die Fahrt des Schiffes ungefähr auf die Hälfte herabgemindert werden kann.

Der Zimmermann benutzte zu seiner Arbeit einen sogenannten Bootsmannsstuhl, in den er sich hineinsetzte. Er ist ein Kasten aus starkem Holz gearbeitetes Brett, an dessen vier Ecken Löcher gebohrt sind, hier geht ein starkes Tau durch. In diesem Falle sah der Zimmermann dicht über Wasser. Während seiner Arbeit riff er ein Viehchen und bummelte seine Beine im Wasser hin und her. Um sich nicht an den scharfen Kanten des Kupferbleches zu verletzen, hatte er ein paar Schuhe auf die nackten Füße gezogen. Als nun der Zimmermann so abnungslos seine Arbeit verrichtete, schob plötzlich ein großer Grundbal unter dem Schiff hervor und packte mit den scharfen Zähnen den ins Wasser planstehenden rechten Fuß des Seemanns. Dem Anseeriffenen entfiel vor Schreck der arabe Hammer, mit beiden Händen klammerte sich der Mann an dem Tau des Bootsmannsstuhles fest. Durch das laute Hilfeschrei führten wir sofort aller herbei, und es gelang uns, den Hai mit Bootshaken und Sandspaten zu verjagen, das Vieh hatte sich so fest verbißen, daß der Schwanz und das Fleisch des Fisches bis auf die Knochen in seinem Magen als Beute verblieb. Acht Wochen lang mußte der schwer verletzte arme Kell in seiner Koje verbringen, bevor der Fuß einermöglichen wieder geheilt war. Jetzt wuhren wir auch alle, daß dem Hai nicht zu trauen ist.

Die „Anita“ hatte eine Ladung Rum und Rohbrauder eingenommen, um damit nach Abiladebata zu gehen. Das Schiff steuerte nordwärts und kam mit dem frischen Winde schnell nordwärts. Wir mochten auf der Breite von St. Salvador oder Guahana sein, als die Witterung plötzlich umschlägt und uns mehrere Böen entgegen jagte. Ich stand am Steueruder, als so gegen 2 Uhr nachts plötzlich eine schwere See heranzog.

Der Steuermann schickte sofort alle Mann der Waage in die Loge, um die leichteren Segel festzumachen. Ich mußte eben

man an den Schlafstätten vorüber, bemerkt man noch, wenn man sich bewegt, einen armen Menschen, eines kleinen weichen Leibes zu schreien. In vielen Stunden, hater Schlaf und Angst, wenn die einsamen, verlassen Frauen, die das Leben als Käfig, überflüssige Geschöpfe in den Abgrund stieß.

### Abenteurer mit Haihäuten

Aus dem Tagebuch eines Seemanns. Von Kapitän a. D. Dittmar-Pittmann. Die amerikanische Barquentin „Anita“ verließ im September 1884 den Hafen von Nework mit einer Ladung Südgüter für Port-Antonio auf Jamaika. Ich war damals 21 Jahre alt und hatte als Vollmatrose angemustert für eine Monatsbeute von 30 Dollar. Die „Anita“ war aus Holz gebaut, war nicht mehr ganz neu, aber doch noch in gutem Zustande. Die Hauptfrage für mich war, daß der Kapitän und der Steuermann einlässige Männer waren, und daß es an Bord prima Essen gab. Damals war es in diesem Punkte noch anders bestellt als heutzutage. War ein Schiff drei bis vier Tage in See, so gab es gewöhnlich Salzfleisch, Erbsen oder Bohnen, die schon ein paar Reisen um die Welt mitgemacht hatten, oder sogenannten lebendigen Reis, Graupen oder Linsen, die auf früheren Reisen bald naß, bald trocken geworden waren, und stödiges Mehl. Die schlechte Kost an Bord der meisten Segelschiffe auf langen Fahrten, wozu auch meist Schuld daran, daß sich die Hingerey Seeleute nach der Abmusterung ein paar Wochen an Land schadlos für die überstandene schwere Zeit halten wollten. Das so sehr sauer verdiente Geld flog nur so aus der Tasche hinaus teils für den Schlafbaas, der zuletzt für Kost und Logistik kost, teils für die kleinen Kellnerinnen und Mädchen in den Wirtschaften und Tinseltangis. Heutzutage ist es besser mit der Beköstigung; vor jeder Abreise wird der Proviant durch eine Kommission erst geprüft.

Auch damals ging ich mit leeren Taschen und leichtem Gemüt, los und lebte an Bord der „Anita“ und steuerte mit ihr vernünftig dem Süden zu. Untere Beköstigung bestand aus dem Kapitän, dem ersten und zweiten Steuermann, Zimmermann, Koch und sechs Matrosen. Nach beendeter Arbeit, haben wir auf dem Borke zusammen und hörten den Erzählungen des Zimmermanns zu. Er war ein älterer und behäbiger Seemann, wir beachteten ihn deshalb auch als eine Persönlichkeit.

So kam an einem Abend auch das Gespräch auf Meeresungeheuer, unter denen der Hai natürlich die Hauptrolle spielte. Er erzählte, daß ein Hai niemals einen lebendigen Menschen im Wasser anfaßt, er würde unter Umständen zu Wasser haben und ohne Furcht vor diesem Raubtier ins Wasser gehen. Bald jedoch sollte der Zimmermann am eigenen Leibe erfahren, daß er mit seiner Ansicht im Unrecht war.

Wir lagen auf der Reede von Port-Antonio zu Anker. Die Ladung war auf dem Schiffsraum, so daß unser Schiff doch aus dem Wasser ragte. Der Zimmermann wollte diese Gelegenheit benutzen, um einige losgelegene Kupferplatten wieder anzunageln. Die alten hölzernen Segelschiffe waren unter Wasser mit Kupferplatten versehen, da dieses Grünspan ansehende Metall das Anwachsen von Leimballen (sängliche steinharte Muscheln) und sonstigen Wasserleuten und Pflanzen verhindern würden. Wenn ein Schiff längere Zeit in den Tropengewässern bill vor Anker liegt, so bewächst der unter Wasser befindliche Schiffsboden bald so stark, daß die Fahrt des Schiffes ungefähr auf die Hälfte herabgemindert werden kann.

Der Zimmermann benutzte zu seiner Arbeit einen sogenannten Bootsmannsstuhl, in den er sich hineinsetzte. Er ist ein Kasten aus starkem Holz gearbeitetes Brett, an dessen vier Ecken Löcher gebohrt sind, hier geht ein starkes Tau durch. In diesem Falle sah der Zimmermann dicht über Wasser. Während seiner Arbeit riff er ein Viehchen und bummelte seine Beine im Wasser hin und her. Um sich nicht an den scharfen Kanten des Kupferbleches zu verletzen, hatte er ein paar Schuhe auf die nackten Füße gezogen. Als nun der Zimmermann so abnungslos seine Arbeit verrichtete, schob plötzlich ein großer Grundbal unter dem Schiff hervor und packte mit den scharfen Zähnen den ins Wasser planstehenden rechten Fuß des Seemanns. Dem Anseeriffenen entfiel vor Schreck der arabe Hammer, mit beiden Händen klammerte sich der Mann an dem Tau des Bootsmannsstuhles fest. Durch das laute Hilfeschrei führten wir sofort aller herbei, und es gelang uns, den Hai mit Bootshaken und Sandspaten zu verjagen, das Vieh hatte sich so fest verbißen, daß der Schwanz und das Fleisch des Fisches bis auf die Knochen in seinem Magen als Beute verblieb. Acht Wochen lang mußte der schwer verletzte arme Kell in seiner Koje verbringen, bevor der Fuß einermöglichen wieder geheilt war. Jetzt wuhren wir auch alle, daß dem Hai nicht zu trauen ist.

Die „Anita“ hatte eine Ladung Rum und Rohbrauder eingenommen, um damit nach Abiladebata zu gehen. Das Schiff steuerte nordwärts und kam mit dem frischen Winde schnell nordwärts. Wir mochten auf der Breite von St. Salvador oder Guahana sein, als die Witterung plötzlich umschlägt und uns mehrere Böen entgegen jagte. Ich stand am Steueruder, als so gegen 2 Uhr nachts plötzlich eine schwere See heranzog.

Der Steuermann schickte sofort alle Mann der Waage in die Loge, um die leichteren Segel festzumachen. Ich mußte eben

man an den Schlafstätten vorüber, bemerkt man noch, wenn man sich bewegt, einen armen Menschen, eines kleinen weichen Leibes zu schreien. In vielen Stunden, hater Schlaf und Angst, wenn die einsamen, verlassen Frauen, die das Leben als Käfig, überflüssige Geschöpfe in den Abgrund stieß.

### Abenteurer mit Haihäuten

Aus dem Tagebuch eines Seemanns. Von Kapitän a. D. Dittmar-Pittmann. Die amerikanische Barquentin „Anita“ verließ im September 1884 den Hafen von Nework mit einer Ladung Südgüter für Port-Antonio auf Jamaika. Ich war damals 21 Jahre alt und hatte als Vollmatrose angemustert für eine Monatsbeute von 30 Dollar. Die „Anita“ war aus Holz gebaut, war nicht mehr ganz neu, aber doch noch in gutem Zustande. Die Hauptfrage für mich war, daß der Kapitän und der Steuermann einlässige Männer waren, und daß es an Bord prima Essen gab. Damals war es in diesem Punkte noch anders bestellt als heutzutage. War ein Schiff drei bis vier Tage in See, so gab es gewöhnlich Salzfleisch, Erbsen oder Bohnen, die schon ein paar Reisen um die Welt mitgemacht hatten, oder sogenannten lebendigen Reis, Graupen oder Linsen, die auf früheren Reisen bald naß, bald trocken geworden waren, und stödiges Mehl. Die schlechte Kost an Bord der meisten Segelschiffe auf langen Fahrten, wozu auch meist Schuld daran, daß sich die Hingerey Seeleute nach der Abmusterung ein paar Wochen an Land schadlos für die überstandene schwere Zeit halten wollten. Das so sehr sauer verdiente Geld flog nur so aus der Tasche hinaus teils für den Schlafbaas, der zuletzt für Kost und Logistik kost, teils für die kleinen Kellnerinnen und Mädchen in den Wirtschaften und Tinseltangis. Heutzutage ist es besser mit der Beköstigung; vor jeder Abreise wird der Proviant durch eine Kommission erst geprüft.

Auch damals ging ich mit leeren Taschen und leichtem Gemüt, los und lebte an Bord der „Anita“ und steuerte mit ihr vernünftig dem Süden zu. Untere Beköstigung bestand aus dem Kapitän, dem ersten und zweiten Steuermann, Zimmermann, Koch und sechs Matrosen. Nach beendeter Arbeit, haben wir auf dem Borke zusammen und hörten den Erzählungen des Zimmermanns zu. Er war ein älterer und behäbiger Seemann, wir beachteten ihn deshalb auch als eine Persönlichkeit.

So kam an einem Abend auch das Gespräch auf Meeresungeheuer, unter denen der Hai natürlich die Hauptrolle spielte. Er erzählte, daß ein Hai niemals einen lebendigen Menschen im Wasser anfaßt, er würde unter Umständen zu Wasser haben und ohne Furcht vor diesem Raubtier ins Wasser gehen. Bald jedoch sollte der Zimmermann am eigenen Leibe erfahren, daß er mit seiner Ansicht im Unrecht war.

Wir lagen auf der Reede von Port-Antonio zu Anker. Die Ladung war auf dem Schiffsraum, so daß unser Schiff doch aus dem Wasser ragte. Der Zimmermann wollte diese Gelegenheit benutzen, um einige losgelegene Kupferplatten wieder anzunageln. Die alten hölzernen Segelschiffe waren unter Wasser mit Kupferplatten versehen, da dieses Grünspan ansehende Metall das Anwachsen von Leimballen (sängliche steinharte Muscheln) und sonstigen Wasserleuten und Pflanzen verhindern würden. Wenn ein Schiff längere Zeit in den Tropengewässern bill vor Anker liegt, so bewächst der unter Wasser befindliche Schiffsboden bald so stark, daß die Fahrt des Schiffes ungefähr auf die Hälfte herabgemindert werden kann.

Der Zimmermann benutzte zu seiner Arbeit einen sogenannten Bootsmannsstuhl, in den er sich hineinsetzte. Er ist ein Kasten aus starkem Holz gearbeitetes Brett, an dessen vier Ecken Löcher gebohrt sind, hier geht ein starkes Tau durch. In diesem Falle sah der Zimmermann dicht über Wasser. Während seiner Arbeit riff er ein Viehchen und bummelte seine Beine im Wasser hin und her. Um sich nicht an den scharfen Kanten des Kupferbleches zu verletzen, hatte er ein paar Schuhe auf die nackten Füße gezogen. Als nun der Zimmermann so abnungslos seine Arbeit verrichtete, schob plötzlich ein großer Grundbal unter dem Schiff hervor und packte mit den scharfen Zähnen den ins Wasser planstehenden rechten Fuß des Seemanns. Dem Anseeriffenen entfiel vor Schreck der arabe Hammer, mit beiden Händen klammerte sich der Mann an dem Tau des Bootsmannsstuhles fest. Durch das laute Hilfeschrei führten wir sofort aller herbei, und es gelang uns, den Hai mit Bootshaken und Sandspaten zu verjagen, das Vieh hatte sich so fest verbißen, daß der Schwanz und das Fleisch des Fisches bis auf die Knochen in seinem Magen als Beute verblieb. Acht Wochen lang mußte der schwer verletzte arme Kell in seiner Koje verbringen, bevor der Fuß einermöglichen wieder geheilt war. Jetzt wuhren wir auch alle, daß dem Hai nicht zu trauen ist.

Die „Anita“ hatte eine Ladung Rum und Rohbrauder eingenommen, um damit nach Abiladebata zu gehen. Das Schiff steuerte nordwärts und kam mit dem frischen Winde schnell nordwärts. Wir mochten auf der Breite von St. Salvador oder Guahana sein, als die Witterung plötzlich umschlägt und uns mehrere Böen entgegen jagte. Ich stand am Steueruder, als so gegen 2 Uhr nachts plötzlich eine schwere See heranzog.

Der Steuermann schickte sofort alle Mann der Waage in die Loge, um die leichteren Segel festzumachen. Ich mußte eben